



Familienblätter

Sonntags-Beilage
der Posener Zeitung.

Nr. 23.

Posen, den 5. Juni.

1892.

Primula veris.

Erzählung von A. Brüning.
(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der Offizier bog sich zur Seite nach dem zierlichen Raucherischen neben ihm, um die Asche seiner Zigarre über dem bronzenen Aschbecher abzustreifen, während er mit erkünstelter Lebhaftigkeit entgegnete: „Ich dachte, das bedürfte wohl keiner Frage! Soviel Anmuth und Schönheit gegenüber kann man nicht kritisiren, sondern nur bewundern.“ „Nun, nimm mir's nicht übel, mein Junge, aber auf übergroße Bewunderung ließ Deine Begrüßung vorhin gerade nicht schließen, man hätte vielmehr glauben können, der Eindruck, den Du empfindest, sei kein sonderlich günstiger gewesen.“ „Wirklich? o das thut mir leid; verzeih, es war dann wohl nur die Folge der Abspannung durch die lange Eisenbahnfahrt — ich habe nämlich in Aegypten in Folge des verwünschten Fiebers Nerven bekommen — für einen Soldaten eine sehr unbequeme Acquisition, nicht wahr? Nun, ich hoffe, sie hier wieder los zu werden, verzeih also, und habe ein wenig Nachsicht mit mir!“ „Ach, ich vergaß, daß wir Dich noch ein wenig als Rekonvaleszenten betrachten müssen! Ich wollte Dir durchaus keinen Vorwurf machen, meine Worte waren nur im Scherz gemeint, ich war ja im voraus überzeugt, daß Gabriele Dir gefallen würde!“ „Du bist also vollkommen glücklich mit ihr . . .“ Blanden zögerte einen Augenblick mit der Antwort. „Ich würde es sein, wenn nicht die Sorge um ihre Gesundheit auf mir lastete,“ sagte er mit einem leichten Seufzer. „Sag' mir aufrichtig, findest Du ihr Aussehen nicht recht leidend?“ „Ein wenig zart, ja, freilich,“ gab Bert zu, während er in nervösem Spiel die Finger bewegte, „aber das liegt ja manchmal in Eigenthümlichkeiten der äußeren Erscheinung und braucht nicht gleich beunruhigend zu sein.“ Blanden schüttelte den Kopf; offenbar war er anderer Meinung. „Du kannst das allerdings nicht so beurtheilen, Du hast sie ja früher nicht gekannt; ich sage dir aber, sie war nicht immer so, erst allmählich, seit wir hier sind, hat sie sich so verändert.“ „Wie wäre das möglich? Hier in der herrlichen Seeluft und von Dir sicher auf Händen getragen?“ „Ja das fragte ich mich auch, aber die Thatsache läßt sich doch einmal nicht verleugnen. Fast könnt man glauben, ein geheimer Kummer zehre an ihr.“ Bert's Stirn hatte sich jählings geröthet, das Gespräch wurde ihm immer unbehaglicher. Manfred, der dies nicht ahnte, und dem es wohlthat, sich einmal über seine Sorgen aussprechen zu können, fuhr indes unbeirrt fort: „Manchmal hab' ich schon gedacht, ob es Heimweh sein könnte . . .“ Heimweh? Bert dachte an den traurigen Ausdruck der dunkel umschatteten Augen, der ihm vorhin, wenn sie sich unbeobachtet glaubte, mehrmals aufgefallen, Heimweh vielleicht nach jenem

Glück, das damals in der unvergeßlichen Ballnacht aus diesen Augen geleuchtet? So fragte er sich im Stillen, indes sein Mund mechanisch mit allerhand Gründen Blanden's Ansicht zu widerlegen suchte. Es wurde ihm plötzlich erdrückend heiß. Er sprang empor und stieß das Fenster auf. „Was meinst Du, es ist schwül hier, wollen wir einen Spaziergang nach dem Strand hinunter machen? Mich verlangt's nach Meeress-athem!“ Manfred war sogleich bereit, und so schritten die beiden Herren bald darauf den Parkweg hinab. Von dem Glaserfer ihres Boudoirs aus, wohin sie sich in tiefster geistiger und körperlicher Erschöpfung nach dem Mittagmahl zurückgezogen, sah Gabriele ihnen brennenden Auges nach. Da ging Waldau, die schlanke, elastische Gestalt, hochaufgerichtet wie immer, das stolze Haupt in anscheinend heiterem Geplauder ihrem Gatten zugewandt. Ob er wohl ahnte, mit welchen Gefühlen sie hier oben stand und ihm nachschaute, der ihr vorhin so weh, so bitter weh gethan? . . . D ja, freilich! Hatte er doch mit bewukter Absicht jene scheinbar harmlosen, und doch so grausamen Worte gesprochen: er hatte sie fränken, ihr seine Verachtung zeigen wollen . . . Mein Gott, verdiente sie denn diese in der That? War ihre Heirath denn wirklich ein Verbrechen, durch die sie doch ein heroisches Opfer zu bringen geglaubt? Seine Verachtung wollte sie nicht ertragen. Wie sehr sie auch vor dem Alleinsein mit ihm zitterte, sie mußte eine Aussprache suchen, mußte ihm sagen, daß sie seine Verachtung nicht verdiene, und bemerken, daß sie dieses Wiedersehen nicht zu verhindern vermocht.

Die Gelegenheit zur Ausführung ihrer Absicht fand sich schneller, als sie geglaubt. Es war noch am Abend desselben Tages. Das Abendbrod, das wieder auf der Veranda eingenommen worden, war eben beendet, als der Hausherr noch in Wirthschaftsangelegenheiten abgerufen wurde, und Gabriele mit ihrem Gaste sich plötzlich allein sah. Ihr erster Impuls war aufzuspringen und — gleichviel, unter welchem Vorwande — Manfred nachzustürzen, aber die Erwägung, daß sie durch solche Thorheit sich unfehlbar lächerlich machen würde, hielt sie an ihren Platz gefesselt. Vergessen war indes alles, was sie sich Nachmittags in der Stille für eine Aussprache zurechtgelegt — gesenkten Auges saß sie und suchte nach einem unbefangenen Wort, das ihr über die peinliche Situation hinweghelfe. Ein paar Minuten lang verharrte auch Bert schweigend; sie fühlte deutlich seinen erbarmungslos forschenden Blick. Weidete er

sich vielleicht an der stummen Dual, die er in ihren Zügen lesen mußte? Endlich unterbrach seine Stimme die schwüle Pause. „Darf ich Ihnen bis zur Rückkehr Ihres Gemahls einen Spaziergang durch den Park vorschlagen, gnädige Frau? Das Spielen der Mondstrahlen dort unten in dem Gezweig ist für mich ein langentbehrter Anblick und lockt mich mit magischer Gewalt.“ Er bot ihr, die nicht den Muth zu einer Ablehnung fand, mit einer Verbeugung seinen Arm, auf den sie nothgedrungen, wenn auch mit kaum fühlbarem Druck, ihre kleine Hand legte, und sich willenslos von ihm die Verandastufen hinabführen ließ. „Außerdem“, fuhr er, an seinem letzten Worte anknüpfend, in demselben leichten Tone fort, „bin ich dem Zufall dankbar, daß er mir die Gelegenheit zu einer Erklärung Ihnen gegenüber bietet, die ich sonst schon selbst herbeizuführen beschloffen hatte.“ Sie mußte seinen Arm, den sie nur zum Schein angenommen, nun doch wirklich als Stütze benutzen, da die wankenden Füße ihr plötzlich den Dienst zu versagen drohten. „Ich fühle mich nämlich“, fuhr er unbeirrt fort, „zu der Versicherung gedrungen, daß ich keine Ahnung davon hatte, Sie als Herrin von Mallehen zu finden; sonst würde ich Ihnen meine jedenfalls lästige Gegenwart in keinem Falle aufgedrängt haben. Selbstverständlich haben Sie nur zu befehlen, ob ich sofort wieder aus Ihrem Gesichtskreis verschwinden soll. Wenn übrigens“, setzte er mit beißendem Sarkasmus hinzu, „die Ueberschuldung für mich heute Morgen eine beabsichtigte war, so will ich Ihnen die Genugthuung nicht vorenthalten, daß sie vollkommen gelungen ist, indem ich zugleich die Hoffnung ausspreche, daß sie Ihnen ganz das Amüsament gewährte, welches Sie sich zweifellos davon versprochen haben.“ Die junge Frau zuckte zusammen, wie von einem Schläge getroffen, sie hob das im Mondlicht geisterhaft blasse Antlitz mit stolzer Bewegung empor: ihr tiefgesunkener Muth erstarrte an der Größe der ihr zugefügten Kränkung. „Herr von Waldau“, entgegnete sie, „ich verdiene weder Ihren Spott noch Ihre Verachtung. Was ich gethan unter dem Zwange der furchtbaren Erkenntniß, die mir in jener verhängnißvollen Ballnacht geworden — ich that es in gutem Glauben an die Nothwendigkeit des durch die heiligsten Pflichten von mir erheischten Opfers — und in der Ueberzeugung, daß auch eine Weigerung meinerseits an der Hoffnungslosigkeit meiner eigenen Wünsche nichts zu ändern vermöchte. Wie ich gelitten unter der Entscheidung, die ich treffen mußte — davon will ich schweigen. Ich meine, das bedarf wohl keiner Versicherung; und mich dünkt, Sie handeln wenig großmüthig und ritterlich an mir, wenn Sie meiner Entsagung mit Hohn begegnen.“ Gert wehrte sich gewaltsam gegen den Eindruck, den ihre Worte wider Willen auf ihn machten; die schlichte und doch hoheitsvolle Würde, mit der das junge Weib den unritterlichen Angriff, zu dem er sich in dem Gefühle eines Versmähten hatte hinreißen lassen, zurückwies, überraschte ihn, reizte aber den verbitterten Mann noch mehr. Er lachte kurz und hart auf und entgegnete mit schneidender Schärfe: „Ich mache Ihnen mein Kompliment, gnädige Frau, über Ihre geschickte Taktik, die von der Vertheidigung gleich zum Angriff übergeht! Schade nur, daß eines so wenig stichhaltig wie das andere. Sie schalten mich ungroßmüthig, weil ich meine Rolle in dem tollen Fastnachtsspiel, das Sie und das Schicksal mit mir aufzuführen beliebten, nicht Ihren Erwartungen gemäß spielte — ich bin aber nicht der Mann, die Hand zu küssen, die mir rücksichtslos einen tödtlichen Streich versetzt; wenn Sie das geglaubt haben, so sind Sie in ihrer Täuschung befangen gewesen, für die ich nicht verantwortlich bin. Das meine Erwiderung auf Ihren Angriff. Was nun die Vertheidigung betrifft, so sind Sie wohl selbst nicht so naiv, zu glauben, mich durch den Hinweis entwassnen zu können, daß Ihnen das, was Sie mir angethan, nicht ganz leicht geworden sei. Was will der kurze und jedenfalls schnell erstickte Kampf, den Ihnen Ihr sogenanntes Opfer gekostet, bedeuten im Vergleich zu dem vernichtenden Schlag, der mir — dem Aufgeopfertem — dadurch versetzt worden ist, gerade in dem Augenblick, wo ich den Gipfel des Glückes erreicht zu haben wähnte? Bin ich ein Hund, den man je nach Laune anlocken und bei Seite schieben darf?“

„Kein Wort mehr, Herr von Waldau! Wenn Ihnen das

Verständniß der Kindesliebe und der Muth des Opfers fehlt, so klagen Sie wenigstens nicht jene an, die sich glücklich preiset, beide zu besitzen. Im übrigen werde ich nunmehr schweigen, wie es mir die Achtung vor meinem Vater, vor mir selbst und meinem Gatten“ — sie sprach es mit starker Betonung — „gebietet.“

Bitter lächelnd entgegnete der Offizier: „Sie erinnern mich zu rechter Zeit daran, daß ich es meinem Freunde Manfred schuldig bin, diese Unterredung zu beenden. Es war auch nicht meine Absicht, dergleichen aufzuführen, mein Zweck, den ich zu meinem Bedauern momentan aus dem Auge verloren, war nur, Sie zu versichern, daß ich in Unwissenheit hier hergekommen und zu sofortiger Selbstverbannung bereit bin.“ Er hatte seine Fassung vollständig wiedergefunden. Ton und Haltung waren wieder kavalierrmäßig höflich und kühl wie zuvor.

Gabriele erwiderte mit gleicher Ruhe: „Mir bleibt noch zu sagen, daß auch ich, obwohl ich natürlich von meinem Gatten über seine Beziehungen zu Ihnen unterrichtet war, dieses Wiedersehen nicht zu verhindern vermöchte, da ich — und zwar ist dies die einzige Schuld, die ich anerkenne — aus einer gewissen moralischen Feigheit es unterlassen habe, ihn rechtzeitig über die Vergangenheit aufzuklären. Wie die Sachen liegen, war es dazu jetzt zu spät, und somit fehlte mir jeder Grund, Ihren Besuch abzulehnen. Seien Sie überzeugt, daß ich gern alles aufgeboten haben würde, Ihnen dies Wiedersehen zu ersparen, aber um meines Gatten willen mußte ich es zulassen, und ebenso darf ich auch um feinetwillen Ihr Anerbieten, Mallehen zu verlassen, nicht annehmen, vielmehr muß ich Sie dringend bitten, Ihren Aufenthalt hier in keiner Weise abzukürzen. Was sollte Manfred, der sich so innig auf Ihr Kommen gefreut hat, davon denken? Um feinetwillen, der ja auch Ihnen so nahe steht, hoffe ich, wird Ihnen das Opfer, das ich von Ihnen heischen muß, leicht werden.“

Er kämpfte mit einer neu aufquellenden, zornigen Bitterkeit. Sie bat ihn, zu bleiben — wie sicher, wie ruhig mußte sie sich also ihm gegenüber fühlen! An ihn, an die Gefahr, daß ein längeres Beisammensein den so schwer und mühsam niederkämpften Sturm in seiner Brust aufs neue aufwühlen könne, schien sie nicht zu denken, oder vielleicht war sie auch gleichgiltig dagegen. Wenn nur ihrem Gemahl alles fernblieb, was seinen Frieden gefährden könnte — das schien der Angelpunkt zu sein, um den einzig ihre Gedanken sich drehten. Wie mußte sie den ernststen Mann lieben gelernt haben, um solch zärtliche Sorge für sein Wohl zu empfinden, dachte er und hatte Mühe, die häßliche Empfindung zu verjagen, die dabei gegen seinen Wohlthäter in ihm aufsteigen wollte. Ihre abermalige Bitte zwang ihn, sich seiner Gedanken zu entziehen. „Sie wünschen, daß ich bleibe, wohlau! Ihr Wunsch ist mir selbstverständlich Befehl!“ entgegnete er, sich leicht verbeugend. „Ich danke Ihnen. — Noch ein;“ sie senkte das Antlitz, das sich mit leichter Röthe bedeckte — „mein Gemahl darf um seiner Ruhe willen nichts von der Vergangenheit erfahren — ich hoffe nicht vergebens an Ihre Ritterlichkeit zu appelliren, wenn ich Sie ihm gegenüber um unverbrüchliche Diskretion bitte.“ Er lächelte bitter. „Gnädige Frau dürfen in diesem Punkte ganz ruhig sein. Mein Wort zum Pfande!“ entgegnete er mit einer abermaligen Verbeugung.

Der Laubgang, in dem sie sich befanden, machte hier eine scharfe Biegung. Als sie dieselbe umschritten, kam ihnen der Hausherr rasch entgegen. „Ah, da seid Ihr ja,“ rief er freundlich. „Dacht' ich's doch, daß der Mondschein Euch hinaus gelockt!“ „Verzeih“, wenn wir Dich warten ließen, Manfred“, sagte Gabriele, die sofort Gerts Arm losgelassen und sich an seine Seite begeben hatte. „Nicht doch, Kind, ich wurde länger aufgehalten als ich dachte und freue mich, daß Ihr Euch inzwischen gut unterhalten habt.“ „Ei, sieh doch,“ setzte er, wie er es gern that, neckend hinzu, als sie, die Veranda betretend, in den Lichtkreis der von der Decke niederschwebenden farbigen Lampenglocken traten, „auf Deinen blassen Wangen sind ja die schönsten Rosen erblüht! Du mußt ein Zauberer sein, Gert, daß Du das zu Stande gebracht. Ich hoffe, Du wirst mich Deine Künste lehren!“ „Der frische See-

wind hat, fürchte ich, mehr Verdienst dabei als ich, Onkel Manfred," erwiderte Gert, mit Mühe auf den scherzenden Ton eingehend. Er war Gabrielen dankbar, als sie der Fortsetzung des Gespräches durch den Hinweis ein Ende machte, daß ihr Gast als Rekonvaleszent jedenfalls nach den Anstrengungen der Reise müde sein und einer unverkürzten Nachtruhe bedürfen würde. „Natürlich; gut, daß Du mich daran erinnerst, Kind," sagte Manfred. „Gute Nacht denn, mein lieber Gert — und möge diese erste Nacht, die Du wieder unter dem Heimathdache verbringst, Dir nur schöne, glückverheißende Träume bescheeren!" Er schüttelte dem jungen Offizier die Hand, in die dann auch Gabriele einen Augenblick flüchtig die ihre legte.

Es war ein schönes harmonisches Bild, das die Gatten boten, wie sie so aneinandergeschmiegt standen, die zarte, kindliche Frau in dem duftig weißen Gewande neben der hohen, ernsten Männergestalt. Eine Waldblilie neben einer kräftigen Tanne, dachte Gert, dem der Anblick einen Stich ins Herz gab. Dieser Schmerz verfolgte ihn bis in den schweren qualvollen Traum dieser Nacht, welcher mit den Wünschen, die der Gutsherr von Mallehnen daran geknüpft, in grellem Widerspruch stand. Einige Wochen waren ins Land gegangen. Die Obstbäume vor dem Herrenhause standen jetzt wie beschneit in weißrothiger Blüthenpracht, und im Parke schlugen die Nachtigallen. Lieutenant von Waldau war wieder ganz wie früher in den sorglosen Ferienzeiten dort eingelebt. Er begleitete den Gutsherrn hinaus auf die Felder und Borwerke, ritt und jagte mit ihm und nahm an allem, was mit der Verwaltung des ausgedehnten Besitzthums zusammenhing, regen Antheil. Am Nachmittag saß er dann plaudernd mit ihm in dem behaglichen Rauchcabinet, oder er fuhr mit dem in Manfreds Besitz befindlichen Segelboot hinaus auf das Meer, auf dem er oft viele Stunden verbrachte.

Mit Gabriele stand er scheinbar auf freundlichem Fuße, wenn auch zu Blandens heimlichem Mißfallen die formelle Anrede zwischen ihnen beibehalten worden war. Sie begegneten einander unter seinen Augen stets freundlich und rücksichtsvoll; jede Anspielung auf früher Gewesenes blieb, auch wenn sie, was selten geschah, allein waren, aus ihren Gesprächen streng ausgeschlossen. In dem kleinen Kreise herrschte daher wenigstens äußerlich vollständige Harmonie; dennoch blieb in Manfreds Herzen ein unbefriedigter Rest, ein Gefühl der Enttäuschung in Bezug auf das Verhältniß der beiden ihm so theuren Menschen, in deren Verkehr ein gewisses Etwas, das er gleichwohl nicht zu bezeichnen vermocht hätte, ihn störte.

(Fortsetzung folgt.)

Nichtsdestoweniger erfreute er persönlich sich seines jungen Gastes in gewohnter Weise. Gert trug ihm gegenüber ganz die alte, warme Herzlichkeit zur Schau und brachte ihm durch seinen reichen Geist unerschöpfliche Unterhaltung und Anregung. Zuweilen wollte es ihm freilich scheinen, als ob Gert sich einen Zwang auferlegte, um ein gewisses Ungleichmaß der Stimmungen, unter dem er auch ihm gegenüber zu leiden schien, zu bekämpfen, als ob sich in dem schönen gebräunten Antlitz manchmal ein Zug von Mißmuth und Abspannung bemerkbar mache, aber Gert hatte auf gelegentliche freundliche Bemerkungen seinerseits immer nur die gleiche Entschuldigung: „Das sind die fatalen Nerven, Onkel Manfred, die ich mir als unerwünschtes Andenken aus dem Pharaonenlande mitgebracht." In solchen Tagen pflegte er dann gewöhnlich weite einsame Fahrten auf das Meer zu unternehmen, von denen er oft erst mit der Dämmerung zurückkehrte.

Im Stillen aber litt er sowohl wie Gabriele täglich mehr unter dem Zwange dieses engen Zusammenlebens. Während sie indes in dumpfer Resignation ihn ertrug, sann er unablässig über ein Mittel, ihn, wenigstens theilweise, abzuschütteln. „Onkel Manfred!" bemerkte er eines Morgens, als er den Gutsherrn wieder auf einem Inspektionsritt begleitete: „Du äufertest neulich einmal, ich glaube es war am Tage meiner Ankunft, ob Deine junge Frau nicht vielleicht an einer Art von Heimweh litte, — ich habe inzwischen darüber nachgedacht und meine Beobachtungen gemacht, und glaube fast, daß Du Recht hast."

„Mißverstehe mich nicht" — fuhr er beschwichtigend fort, als er Manfreds Erschrecken wahrte — „ich will damit ja nicht sagen, daß sie sich von hier fortsehnen könnte — ich meine nur, daß das Kind der Großstadt, als welches sie aufgewachsen, an wechselfollere Eindrücke und mannigfachere Zerstreuungen gewöhnt sein dürfte, als sie hier geboten werden, und daß die Einsamkeit des Landlebens, ihr selber unbewußt, einen lähmenden und erschlaffenden Einfluß auf ihre Nerven übt. Was diesen noth thut, ist vielleicht nicht Ruhe, sondern Anregung — ich kann mich ja täuschen, aber es wäre wenigstens denkbar . . ." Manfred hatte schweigend zugehört; auch jetzt verharrte er noch eine Weile in stummem Nachdenken über das Gehörte. „Wahrhaftig, ich glaube, daß Du, scharfsinniger als ich, den wahren Grund von Gabriels Leiden entdeckt hast", sagte er endlich, den sinnenden Blick von dem Hals seines Pferdes zu seinem jungen Begleiter erhebend.

In der Sprechstunde.

Skizze von E. Rudorff.

(Nachdruck verboten.)

Meine Eltern waren früh gestorben, und ein Bruder meiner Mutter, der Regierungsrath in Königsberg war und in kinderloser Ehe lebte, nahm mich gütig in sein Haus. In ihm und seiner Gattin fand ich die treuesten Freunde, und war von Liebe und Sorgfalt umgeben. Die Tante, eine vortreffliche, zum Helfen bereite Frau, besaß in der That keinen Fehler, allerdings einige Schwächen. Sie konnte zum Beispiel sich nicht entschließen, eine Wunde zu sehen, bei einer Operation würde sie außer Stande gewesen sein, auch nur die geringste Hülfe zu leisten. Ferner durfte Niemand, falls die Sache nicht durchaus nothwendig erschien, von Todesfällen sprechen, und zu zwölf Personen hätte sie ohne Einbuße ihrer guten Stimmung sich als dreizehnte Theilnehmerin wohl nie zu Tische gesetzt. Ich war achtzehn Jahre alt, als der Geburtstag der Tante, wie jedes Jahr, durch eine kleine Gesellschaft gefeiert werden sollte. Nur die nächsten Freunde waren eingeladen; die Tante hatte ihrem guten Herzen schon am Morgen genügt, indem sie — einer sehr wohlhabenden Familie entstammend — eine reich bemessene Summe für die städtische Suppenanstalt spendete, auch die Hausarmen durch mannigfache Gaben erfreute. Ich war, wie stets an diesem Tage, in vollster Thätigkeit: zuerst hatte ich für die am Vormittage erscheinenden Gratulanten den Frühstückstisch zu besorgen, dann das Mittagessen, und nun kamen die Vorbereitungen für den Abend. Sie waren nicht gering, obwohl verschiedene Speisen von einem renommirten Koch geliefert wurden. Unsere

Schwarzwälder Uhr in der Küche zeigte genau auf 5 $\frac{1}{2}$ Uhr, als der Onkel plötzlich, und wie es schien, recht erregt, zu mir an den Küchentisch trat und leise sagte: „Frieda, ich habe ein paar Worte mit Dir allein zu sprechen, komm in mein Zimmer!"

„Was ist geschehen, lieber Onkel; doch nichts Betrübendes?"

„Im Gegentheil, ich habe soeben eine Depesche von Schwager Curt erhalten, er trifft heute um 6 $\frac{1}{2}$ Uhr hier ein, und will die Schwester, die er zwei Jahre nicht gesehen, zum Geburtstage überraschen. Ich soll für ihn ein Zimmer in Töpfers Hotel bestellen. Dazu muß ich mich sofort auf den Weg machen, ihn dann auf dem Bahnhofe empfangen und schnell hierher zurückkehren."

„Ach, wie wird die Tante sich freuen!"

„Du denkst gar nicht daran, daß wir dann dreizehn Personen am Tische sind, es muß Rath geschafft und noch jemand eingeladen werden."

„Lieber Onkel, das ist unmöglich; zu dieser späten Stunde kann eine Einladung doch nicht ergehen. Als Nothhelfer dienen zu müssen, wäre für Jedermann geradezu beleidigend."

„Frieda, mir fällt etwas ein, wir könnten den jungen Doktor Hennig einladen!"

„Hennig? er war ja nur einmal eine Viertelstunde hier oben, um sich als neuer Mit-Einwohner unseres Hauses vorzustellen."

„Kind, wir dürfen unmöglich der Tante den Geburtstag verderben; Du bist ein kluges Mädchen, gehe in seine Sprechstunde,

die dauert bis sechs Uhr, stelle ihm die Sache vor, er ist Arzt, also gewissermaßen immer als Helfer anzusehen. Sage zum Ueberflus, ich wäre selbst gekommen, um diesen Liebesdienst zu erbitten, müßte jedoch nothwendig auf den Bahnhof!"

"Aber, lieber Onkel, das ist doch ein höchst sonderbarer Auftrag, ich riskire, auf wenig schmeichelhafte Weise abgewiesen zu werden, thue den Schritt doch selbst!"

"Frieda, Doktor Hennig ist Frauenarzt, ich kann jetzt nicht in die Sprechstunde der Damen mich eindrängen, habe auch keine Minute mehr übrig. Schlimm empfangen oder entlassen wird er Dich nicht, bei einem hübschen Mädchen aus guter Familie darf man solche Befürchtungen nicht hegen. Nun adieu, mache Deine Sache auf's Beste."

Er küßte mich herzlich und verließ das Zimmer.

Der Auftrag war mir sehr unangenehm; den jungen Frauenarzt hatte ich nie gesehen, obwohl er seit vier Monaten im erhöhten Parterre des Hauses, in dem wir den ersten Stock bewohnten, drei Zimmer inne hatte. Als er seinen Besuch machte, war ich nicht zu Hause gewesen. Gehorchen mußte ich; wie hätte ich auch bei der Dankeschuld gegen die theuren Menschen irgend einen Dienst verweigern können! Schnell legte ich die Küchenschürze ab, zog die Handschuhe an und begab mich die Treppe hinab zu der Wohnung von Dr. Hennig. Eine alte Dienerin öffnete auf mein Klingeln, und ich trat in das Vorzimmer ein.

"Sind noch mehrere Personen da, die den Herrn Doktor sprechen wollen?" fragte ich.

"Nein, nur noch eine ältere Dame."

Das Wartezimmer war leer; nach etwa zehn Minuten kam eine Dame aus dem Zimmer des Arztes, ich trat ein und nahm Hennig gegenüber, der an seinem Schreibtische saß, auf einem Stuhle Platz.

Mein Herz pochte so heftig, daß ich meinte, dessen Schläge zu vernehmen. Ich war ein gesundes Mädchen, und meine Wangen mochten wohl noch mit höherem Noth als gewöhnlich bedeckt sein, jedenfalls sah ich wenig nach einer Leidenden aus, die ärztliche Hilfe begehrt. Dr. Hennig war kein hübscher Mann, er hatte aber ein Zutrauen erweckendes Gesicht, und seine Stimme klang überaus gewinnend, als er fragte:

"Was für ein Leiden haben Sie, mein Fräulein, oder sehe ich eine junge Frau vor mir?"

"Nein," entgegnete ich, "auch bin ich ganz gesund . . . ich möchte . . . meiner Tante wegen . . ."

"Vermag die Dame nicht hierher zu kommen, und wünscht sie meinen Besuch in ihrer Wohnung?"

"Ja — und nein!" antwortete ich in höchster Verwirrung.

"Das Uebel ist kein körperliches —"

"Dann müssen Sie anderweitig Hilfe suchen, bei unserm berühmten —"

"Herr Doktor," fiel ich ihm in die Rede, "es ist ein Schwächezustand! O Gott, ich bin in großer Verlegenheit, ich soll Ihnen eine Bitte vortragen, die schwer zu formuliren ist, Sie werden erstaunt sein, es sicher übel aufnehmen!" — ich hatte Mühe, die Thränen zurückzuhalten. Alles Das muß so sonderbar geklungen haben, daß Dr. Hennig mich mit ernstem Blick und dabei mit einem wirklich rührenden Ausdruck von Theilnahme betrachtete. Er ergriff meine Hand und hielt sie eine Weile prüfend fest, ohne Zweifel, um die Pulschläge zu zählen.

In demselben Augenblick fiel mir das Stück "Sie ist wahnsinnig" ein, das ich vor kurzer Zeit mit einem berühmten Schauspieler als Lord Harleigh gesehen, und der Gedanke, daß Dr. Hennig mich vielleicht für eine geistig Gestörte halten könne, erjähnte mir plötzlich in meiner überreizten Stimmung so urförmlich, daß ich nun in ein herzliches Lachen ausbrach.

Der junge Arzt blickte geradezu rathlos auf mich hin.

Nach meinem Ausbruch von Heiterkeit verlor ich alle Scheu, und erzählte die ganze Geschichte von dem Auftrage des Onkels, wobei ich nicht vergaß, alle vortrefflichen Eigenschaften der Tante hervorzuheben. Pflichtgemäß fügte ich hinzu, daß der Onkel jedenfalls die Bitte selbst an den Doktor gerichtet hätte, wenn er durch den Gang nach dem Bahnhofe nicht daran verhindert worden wäre.

Hennig war ein Mensch von der größten Herzengüte; sein Gesicht erhellte sich bei meinem Bericht immer mehr, und ebenfalls lachend sagte er dann: "Das ist ja ein toller Fall, und ich muß Sie, mein Fräulein, um Verzeihung bitten, daß ich einen Augenblick über Ihre geistige Zurechnungsfähigkeit allerdings im Zweifel war. Gern will ich dazu beitragen, von Ihrer Frau Tante eine unangenehme Empfindung fern zu halten, allein mein Kommen muß doch durch irgend Etwas motivirt werden. Wenn Sie, Fräulein, zum Beispiel, sich anscheinend recht tief in den Finger schnitten, mein Beistand begehrt würde, ich einen Verband anlegte, und der Herr Regierungsrath vom Bahnhof zurückkehrend, alsdann eine freundliche Einladung an mich richtete, so käme die Sache in den richtigen Gang."

Ich fand das Alles sehr liebenswürdig und korrekt, und reichte dem Doktor dankend die Hand.

"Nun muß ich mich aber beeilen, nach oben zu kommen," sagte ich, Abschied nehmend, "die ganze Verantwortlichkeit der Bewirthung ruht auf mir, denn ich bin die Küchenfee."

Noch stand ich am Herde, als der Onkel eintrat; er hatte den

Schwager nach dem Hótel geleitet und war schnell zurückgekehrt, um zu hören, wie meine Mission ausgefallen. Der vortreffliche Mann war sehr erfreut über das günstige Resultat. Zu rechter Zeit ließ ich — einen Fiisch zertheilend — den verabredeten kleinen Schrei ertönen, unser Mädchen wurde nach Dr. Hennig gesandt, der sofort mit dem nöthigen Verbandzeug erschien und in des Onkels Zimmer, wohin wir uns begaben, die nicht vorhandene Wunde regelrecht bearbeitete. Die Herren schüttelten sich die Hände und schienen in wenigen Minuten sehr befriedigt von einander zu sein.

"Herr Gott, Frieda hat sich doch nicht ernstlich verletzt? unsere Caroline erzählte mir eben von dem Unfall," rief die Tante, nur den Kopf in das Zimmer steckend, denn sie war unsicher, ob die Wunde nicht gar böse anzuschauen wäre.

"Bewahre," entgegnete Dr. Hennig, ihr ehrfurchtsvoll entgegen tretend, "in wenigen Tagen ist Alles in der besten Ordnung."

"Welch' ein Glück, daß Hülfe so in der Nähe war, und auch gütig gewährt wurde," sagte die liebe Frau, nun in das Zimmer tretend. "Ich bin immer in Sorge wegen Blutvergiftungen."

"Sie dürfen nicht das Geringste befürchten," erwiderte Hennig. Onkel und Tante dankten auf das Verbindlichste, Hennig empfahl sich und ich schlüpfte wieder in die Küche.

"Mein liebes Weib," begann der Onkel, als er zu seiner Frau in das jetzt schon festlich geschmückte Vorderzimmer trat, "wäre es nicht eigentlich der Artigkeit gemäß, wenn wir den Doktor, der sich so liebenswürdig gezeigt, ersuchten, ganz ohne Umstände heute mit uns zu speisen?"

"Das läßt sich ja nicht thun, mein guter Herrmann; ich würde gewiß nichts dagegen haben, allein wir wären dann dreizehn Personen, und es fragt sich, ob dies nicht bei irgend einem unserer lieben Gäste störend einwirken könnte!"

"Du hast Recht; doch über den Unfall mit Frieda vergaß ich Dir etwas mitzutheilen: Dir steht eine höchst angenehme Ueberraschung bevor. Dein Bruder Curt ist soeben eingetroffen, um Dir noch persönlich zu gratuliren. Er ist augenblicklich noch im Hótel, wo er die Reisefleider wechselt, in zehn Minuten aber wahrscheinlich hier."

"Gott, welche Freude ist das für mich! Mein einziger geliebter Bruder, der ein Menschenalter hindurch mir auch der treueste Freund gewesen ist." Thränen traten in die Augen der trefflichen Frau, dann sagte sie plötzlich: "Deine Idee mit dem Doktor war eigentlich eine richtige und — wir wären sonst dreizehn Personen. Geh' zu ihm und lade meinerseits den gütigen Helfer gar freundlich ein . . ."

Dr. Hennig schien sich bei uns sehr wohl zu fühlen, denn nachdem er auf die Bitten der Tante noch mehrere Tage nach meinem Finger gesehen und endlich den Verband entfernt hatte, war er oftmals am Abend ein gern gesehener Gast unseres Hauses. — Weihnachten nahte heran. Die Tante meinte, es wäre unpassend, zu Neujahr für die Behandlung meines Fingers ein zu winziges oder zu hoch bemessenes Honorar zu senden. Besser würde es sich schiden, falls Dr. Hennig nicht zu seinen Verwandten reise, ihn zu Weihnachten einzuladen und durch hübsche und werthvolle Gaben zu erfreuen. So geschah es, und als der Doktor und ich durch Zufall einige Augenblicke allein am Weihnachtstische standen, fragte ich ihn, ob Tante und Onkel seinen Geschmack getroffen hätten, ihm die Kleinigkeiten gefielen.

"Alles ist wunderschön! allein ich hatte, als ich hierher kam, nur ein einziges, mich ganz allein erfüllendes Verlangen . . . doch vielleicht ist unerreichbar, was ich ersehne . . ."

"Und . . ."

"Ich möchte nicht allein, nicht ohne die Liebe eines mir unaussprechlich theuern Mädchens in das neue Jahr treten. Doch wird die Hand, welche ich als Arzt und Helfer im Scherz oft in der meinigen gehalten, auch für den Ernst des Lebens, für Lust und Leid sich mir anvertrauen wollen? Frieda, innig Geliebte, darf ich hoffen?"

Was ich geantwortet, ich weiß es nicht; doch zwei Arme umfingen mich, ich ruhte an seiner Brust.

Tante und Onkel gaben freudig ihren Segen, sie hatten, klareren Auges als ich, die Werbung vorausgesehen, und uns mit Absicht eine Weile allein gelassen.

"Lieber Onkel," sagte ich am nächsten Morgen zu dem verehrten Manne, "ich bin sehr glücklich; doch Eins peinigt mich: die Tante weiß nicht, wie dies eigentlich Alles gekommen ist. Darf ich es sagen, oder willst Du es thun?"

"Nein, liebe Frieda, kein Wort darf zur Aufklärung gesprochen werden. Wir sind Alle mannigfach irrende und thörichte Menschen, und es schmerzt uns daher oft mehr, auf einer Schwäche als auf einem wirklichen Fehler ertappt zu werden. Glaube mir, der ein langes und — ich darf sagen — in Redlichkeit zugebrachtes Leben hinter sich hat, und das Menschenherz prüfend beobachtete, daß es oft besser ist: schweigend Klug zu handeln, als den Regungen einer liebenswürdigen, jedoch nicht weisen Aufrichtigkeit folgend, zu sprechen. Niemand kann Deine Tante höher ehren als ich, und ich wünsche, daß ihre innige, herzerwärmende Freude an Deinem Glück nicht die geringste Trübung erfahre. Du wirst, ich bitte Dich, schweigen, gleich mir."

So ist es geschehen, und sicherlich zu unserer allseitigen Zufriedenheit.